

Kultur

On the Rocks

Der Winter ist Geschichte. Für den Tourismus in den Schweizer Bergen dauert sie schon 150 warme und kalte Jahre, wie ein prächtiger neuer Bildband zeigt.

Ulrike Hark

Es klingt beinahe zynisch - aber die Geschichte des Wintertourismus begann mit Krankengeschichten. Im Winter 1864/65 wurden die ersten Tuberkulosepatienten nach Davos in die trockene, reine Luft geschickt, um gesund zu werden. Vielen Patienten ging es nach ihrem Aufenthalt in der hellen Wintersonne zwar besser, aber so manch früher Tourist dürfte sich in Davos auch angesteckt haben. Bevor Robert Koch 1882 nämlich entdeckte, dass Schwindsucht von einem Bazillus ausgelöst wird und ansteckend ist, logierten die Kranken und die Gesunden zusammen - aus heutiger Sicht eine Ungeheuerlichkeit. Erst 1883 eröffnete Alexander Spengler in Davos das erste geschlossene Sanatorium.

Auch in St. Moritz waren Sanatorien geplant. Doch der Ort war als Reiseziel im Sommer durch seinen Badebetrieb bereits so etabliert, dass die führenden Hoteliers eine Konkurrenzierung befürchteten. Ausserdem wollte man kein Krankenheim, man hatte Angst, die moribunden Gäste könnten die bisherigen Sommerurlauber vertreiben. Schwindsüchtige waren in St. Moritz definitiv nicht willkommen. Ein wichtiger Entscheid, denn er machte den Weg frei zum mondänen Wintersportort. Während in Davos die Kranken noch bis 1950 auf die Veranden

Die Deutschen hatten - anders als die sportlichen Engländer - wenig übrig für die Vergnügungen im Freien.

der Sanatorien geschoben wurden, sonnte sich St. Moritz bereits in einem eleganten Ruf mit illustrier Prominenz bei Curling und Schlittenrennen. Hotelpionier Johannes Badrutt hatte dafür 1856 mit dem Kulm den Grundstein gelegt.

Michael Lütcher zeichnet in seinem opulent gestalteten Buch die Anfänge und Entwicklung des sportlichen Treibens in den Schweizer Bergen sehr anschaulich und detailliert nach. Ein Hotelzimmer mit Vollpension kostet 1870 im Kulm zum Beispiel 7 Franken. Im englischen Seebad Brighton muss man zu dieser Zeit das Doppelte zahlen. Es war also durchaus auch der Preis, der die Engländer ins Engadin lockte. Ausserdem waren die Winterabende in der Schweiz länger als die auf der britischen Insel. Und: Die Engländer waren durch die vielen ausgewanderten und erfolgreichen Zuckerbäcker international vernetzt und im Umgang mit Fremden versiert. In die Schweiz zu reisen, wurde für wohlhabende Bürger chic.

In englischer Gesellschaft

Anfang des 20. Jahrhunderts ist der Winterbetrieb in St. Moritz so etabliert, dass der Ort zum Reiseziel des europäischen Hochadels wird - häufiger Gast ist Österreichs Thronfolger Erzherzog Franz Ferdinand. Ein Palasthotel nach dem anderen entsteht, das Palace, 1896 von Caspar Badrutt eröffnet, einem Sohn des Kulm-Gründers, setzt mit seinem Namen und luxuriösen Ambiente weltweit Massstäbe für die Wintervergnügen der Happy Few. 1904 ist der Ort auch mit der Eisenbahn erreichbar, und bis zum Ausbruch des Ersten Weltkriegs zehn Jahre später erlebt St. Moritz eine gloriose Zeit sondergleichen.

Vor allem die englischen Gäste organisieren das Gesellschaftsleben rund um die Hotels, sie schliessen sich in sogenannten Outdoor Amusement Comitees zusammen. Beliebte ist zunächst das Schlitteln: Man lässt sich von einem Pferd durch die Landschaft ziehen oder kuppelt mehrere Schlitten zu einer Kollektivfahrt an ein Gespann. Bald kommen Curling, Schlittschuhlaufen und Eissegeln auf dem gefrorenen Silsersee dazu. Maliziös berichtet ein Zeitzeuge im Buch, dass die deutschen Gäste anders als die sportlichen Engländer wenig übrig hatten für die Vergnügungen im Freien.

Den wirklichen Durchbruch verdankt der Wintersport aber natürlich dem Ski-



Das Spektakel für die Gäste gehört dazu: Ein Kellner auf Schlittschuhen serviert Sodawasser, St. Moritz um 1935. Foto: Imagno (Keystone)

fahren. Schneeschuhe wurden in den Schweizer Bergen von Bauern und Jägern seit je benutzt; 1849 soll sich dann Josef Imseng, Pfarrer im Walliser Saastal, erstmals zwei Bretter zu Ski umfunktioniert haben und seine Schäfchen damit im unwegsamen Tal aufgesucht haben. Als Fridtjof Nansen 1890 seinen Bericht über seine Expedition in Grönland publizierte, war dies das Fanal für alle: Ich will auch Ski fahren!

Für die Frauen ist das zunächst unständig, 1900 rutschen sie noch in bodenlangem Rock und Korsett auf ihren Ski über den Schnee. Doch der Österreicher Mathias Zdarsky, der als Begründer der alpinen Skifahrtechnik gilt, befand schon kurz vor der Jahrhundertwende, dass die kundige Hausfrau sportliche Kleidung durchaus auch selber nähen könne. Im Buch liest man Folgendes: Eine robuste Herrenhose auf Kniehöhe abschneiden, dann die Aussennaht bis zur Hüfte auftrennen und seitlich einen Zwickel einsetzen, damit Beinfreiheit gewährleistet ist.

Der erste Skischuh

Später drehte die Wintermode dann so manche Pirouette: Knickerbocker, elastische Keilhose von Bogner 1948, der unverzichtbare Norwegerpulli der 60er-Jahre und Anoraks, die nach dem Sturz ins Weiss so nass und schwer waren wie

alter Sulzschnee. Es sollte noch eine Weile dauern, bis die Outdoormode entwickelt wurde, die mitunter nostalgisch aussieht, aber mit allerhand Hightech ausgerüstet ist.

Die Erfindung des Skischuhs, die Jagd auf den letzten Bären 1904 in Scuol oder der Einsatz der ersten Schneekanone 1967 in Urnäsch: All das wird im Buch auch noch geschildert. Von verschiedenen Autoren in kürzeren Texten, die für Abwechslung sorgen. Dazu ist der Band gespickt mit vielen historischen und zeitgenössischen Bildern sowie tollen Werbeplakaten. Klar, sind die üblichen Verdächtigen dabei: der Schah von Persien, der sich neben dem Suvretta House mit der Villa Suvretta ein Pied-à-Terre kaufte und dort mit seiner Frau Farah Diba und den Kindern residierte. Oder Gunter Sachs, der mit seiner späteren Frau Mirja fotogen in die Kamera lacht.

Doch die heiter-hellen Momente, als 1968 etwa noch ein James-Bond-Film auf dem Schilthorn in Mürren gedreht wurde und dem Schweizer Winter einen riesigen Popularitätsschub verpasste, sie sind Vergangenheit. Seit den 90er-Jahren läuft es nicht mehr so rund im Schweizer Wintertourismus. Stagnation hat sich breitgemacht, auch diesen Aspekt blendet das Buch nicht aus. Der teure Franken und die Globalisierung

mit Billigflügen in den Süden setzen der Branche zu. Der Nachwuchs geht nicht mehr ins Skilager, und Kinder aus Migrantenfamilien spielen ohnehin lieber Fussball, als auf die Piste zu gehen. Tradition ist zwar gut und schön, aber keine Überlebensstrategie.

Das Angebot entscheidet

Der CEO des Gottlieb-Duttweiler-Instituts, David Bosshard, antwortet im Interview am Schluss des Buches denn auch mit der Gegenfrage: «Wenn jemand keinen Bezug zur Tradition hat, zum Beispiel durch seine Familie, wieso soll Tradition dann eine Rolle spielen? Das aktuelle Angebot ist entscheidender.» Die Hoteliers müssen sich also etwas einfallen lassen, wenn sie die Zukunft packen wollen. Aber auch die Gäste könnten bereits heute Überraschendes entdecken. Zum Beispiel die goldenen Lärchenwälder im Engadin und im Wallis, etwas vom Grossartigsten überhaupt, was der Bergwinter zu bieten hat.

Michael Lütcher: *Schnee, Sonne und Stars*. Buchverlag Neue Zürcher Zeitung, Zürich 2014. 272 S., ca. 88 Fr.

Bilder Wie der Wintertourismus in die Schweiz kam

www.winter.derbund.ch

Autor Stanislaw Baranczak gestorben

Er schrieb gegen die Absurditäten des kommunistischen Regimes in seiner Heimat an und übersetzte mit gleicher Behändigkeit Shakespeare ins Polnische: Der Dichter, Dissident, Übersetzer und Dozent Stanislaw Baranczak ist im Alter von 68 Jahren in den USA gestorben. Er hatte an der Parkinsonkrankheit gelitten, wie die polnische Zeitung «Gazeta Wyborcza» berichtete. Kulturministerin Malgorzata Omilanowska sagte, sein Tod sei ein «grosser Verlust für Polens Kultur». 1996 erhielt Baranczak zusammen mit der Amerikanerin Clare Cavanagh den US-PEN-Übersetzerpreis.

In seinen in den 60er- und 70er-Jahren geschriebenen Gedichten zog Baranczak die Absurditäten des kommunistischen Systems und dessen gekünstelte Sprache ins Lächerliche. Er gründete 1977 das Komitee zur Verteidigung der Arbeiter (KOR) mit, als Antwort auf die Niederschlagung von Arbeiterprotesten. Deswegen wurde er von der Universität in seiner Heimatstadt Posen entlassen. 1981 nahm er eine Dozentenstelle an der Harvard-Universität in den USA an. Die Stelle war auf drei Jahre befristet, angesichts des Vorgehens der Kommunisten gegen die Solidarnosc-Bewegung blieb er aber in den USA. Baranczak übersetzte viele Autoren vom Polnischen ins Englische und umgekehrt, darunter Werke von William Shakespeare, Emily Dickinson oder Bob Dylan. (sda)

TV-Kritik «Tatort»

Dieses Internet war böse

In unserer digitalen Zeit findet eine dramatische Kompetenzverschiebung statt, und dieser «Tatort» gab ein Anschauungsbeispiel. Teenager bastelten Portale, knipsten Fotos, drehten Filme und luden das Ganze ins Web, das ihnen eine selbstverständliche Spielwiese war. Aber sie verhielten sich eben auch, wie Teenager sich verhalten: naiv und gefallsüchtig, immun gegenüber den Warnungen und Ängsten der Erwachsenen. Und so schweiften sie leider arglos und fatalerweise in die Schattenwelt des Webs, wo Perverse lauern.

Die «Digital Immigrants», die Kommissare und Eltern, standen ratlos daneben. Ihre Fragen offenbarten schreckliche Ahnungslosigkeit. «Waren das die aus dem Internet?», rätselte die Mutter des Ermordeten, der Bilder von sich online verkauft hatte. «Wieso hat er solche Fotos auf seinem Handy, wenn ihr kein Paar seid?», wollte Kommissar Batic von einem Mädchen wissen, das mit dem Opfer und dem Täter eine permanent in Smartphones gespiegelte Dreiecksbeziehung pflegte. «Weisst du, was eine App ist?», erkundigte sich Kommissar Leitmayr bei Kollege Batic.

Spurensuche 2.0

Zum Glück für die beiden war da noch der junge Assistent Hammermann. Er kannte sich aus in diesem Internet und zeigte den beiden, dass man für zeitgenössische Kriminalistik den Bürostuhl nicht verlassen muss: Er knackte Handys, hackte Computer und reaktivierte gelöschte Festplatten. Der digitale Raum ist ein Spurenelorado, grösser und ergiebiger als die meisten realen Tatorte. Benutze man eine Zahnbürste mit digitalem Signal, könne die NSA die Mahlzeiten der letzten drei Wochen rekonstruieren, hat Evgeny Morozov erklärt, der weissrussische Web-Philosoph.

Doch was bleibt in dieser hypervernetzten Überwachungswelt übrig für die alten, einzelgängerischen, im Analogen verhafteten Kommissare? Etwas Koordinationsarbeit bloss und ein paar verunglückte Verhöre, dazu geriatrisches Imponiergehabe und ein bisschen Nostalgie. Das war wohl ein ziemlich realistisches Abbild - ein spannender Film ergab sich so aber trotzdem nicht. Am Schluss richtete der unerfahrene jugendliche Täter die Waffe gegen sich. Die Kommissare kamen zu spät und konnten nur hilflos die Arme heben. Linus Schöpfer

Forum Diskutieren Sie mit über den aktuellen «Tatort»

www.tatort.derbund.ch